



Landsmannschaft der Banater Schwaben
Heimatortsgemeinschaft Hatzfeld e.V.

HEIMATBLATT HATZFELD

27. Ausgabe 2020



Russland-Deportation, Januar 1945

Verschleppt, verstorben, verschartt - doch niemals vergessen

Schon zu Beginn des Jahres 1944 konnten die deutschen Truppen der militärischen Übermacht der sowjetischen Roten Armee so gut wie nichts mehr entgegen setzen, und so rückte die Ostfront immer schneller gegen Westen vor. Für viele Betroffene ein Zeichen, dass das Ende des Krieges und die Niederlage Deutschlands und seiner Verbündeter nur noch eine Frage der Zeit sei, obwohl die Nazi-Propaganda noch immer von Wunderwaffen und dem Endsieg sprach.

Für die deutsche Bevölkerung Rumäniens, die in diesen mörderischen Krieg mit hinein gezogen wurde, begann ab dem 23. August 1944, mit der Kapitulation Rumäniens und dem Frontwechsel, eine schlimme Zeit der Verfolgung, Erniedrigung, Enteignung, Entrechtung und Verschleppung.

In den letzten beiden Monaten des Jahres 1944 wurden die Sorgen und Ängste der deutschen Bevölkerung Rumäniens von Tag zu Tag größer. Die Gerüchte über eine Deportation aller arbeitsfähigen Deutschen (Männer zwischen 17 und 45 und Frauen zwischen 18 und 32 Jahren) nach Russland, wurden immer konkreter und glaubhafter. Besonders, als erste Waggons mit ausgehobenen Deutschen aus Serbien durch den Hatzfelder Bahnhof Richtung Osten fuhren. Wie auch, als es sich herum sprach, dass im Gemeindehaus erste Namenslisten mit den in Frage kommenden Deutschen schon erstellt wurden.

Doch wie fast immer und überall blieben diese Listen nicht ganz geheim, so dass einige wenige auf den Listen erfasste Personen, am Tag der Aushebung unauffindbar waren. Erst später wurde bekannt, dass sich einige der erfassten Personen noch schnell ins Landesinnere abgesetzt hatten, andere ließen sich verstecken, ja sogar einmauern, oder Mädchen heirateten noch schnell einen rumänischen Mann. Da die Zahl der zur Deportation erfassten aber stimmen musste, wurden entweder jüngere oder ältere Personen, die vorher nicht auf den Listen standen, kurzerhand ausgehoben und mit den anderen deportiert.

In unserem Elternhaus wohnten und lebten zu der Zeit unsere Großeltern Gertraud (*1885) und Josef Koch (*1882), unsere Mutter Elisabeth (*1914) und wir zwei Buben, Sepp (* 1937) und Peter (* 1939). Unser Vater (Josef *1910) war in jenen letzten Kriegsmonaten als deutscher Soldat, im Sanitätsdienst, an der Ostfront eingesetzt.

Am 14. Januar 1945, einem Sonntag, begann in Hatzfeld die befürchtete Operation „Russland – Deportation“. Unsere Mutter (Elisabeth Koch, geb. Stoffel, *22.04.1914) gehörte vom Alter her gerade noch zu dem Jahrgang, der für die Verschleppung in Frage kam. Sie lebte aber in der Hoffnung, dass sie als Mutter zweier kleiner Buben, wohl nicht auf der Liste stehen werde. Doch es kam ganz anders.

An diesem besagten Sonntag war unsere Mutter wie gewohnt schon auf den Beinen und hat das gemeinsame Frühstück vorbereitet. Bei uns war es in dieser schweren Zeit selbstverständlich, dass wir alle drei immer in die Sonntagsmesse gegangen



Stefan Jäger - Gemälde: Auf dem Weg zur Arbeit

sind. Doch an diesem Sonntag war alles ganz anders. Auf den Straßen patrouillierten Soldaten und es herrschte weitgehend ein Ausgehverbot.

Wir saßen gerade am Frühstückstisch als es einmal im Hof laut wurde und kurz danach standen auch schon erste Soldaten mit aufgepflanzten Gewehren in der Wohnung. Sie verlangten die Ausweispapiere und forderten unsere Mutter auf, sich Winterkleidung anzuziehen, etwas Essen einzupacken und mit zu kommen.

Für uns zwei kleine Buben gehören diese Minuten noch immer zu den schlimmsten, die wir je erlebt haben, obzwar unsere Mutter bemüht war, ganz ruhig zu bleiben. Vor dem Verlassen der Wohnung, unsere Großeltern waren auch zugegen, drückte sie uns noch ganz fest an sich und sagte mit zitternder Stimme und traurigem Blick ...“ seit schen brav, folcht nor de Oma un em Ota, ich komm jo bestimmt bald zruck“.

Für den Anfang kamen alle zur Deportation ausgehobenen Personen ins Bauernheim, wo ein Sammellager eingerichtet war. Dort wurden alle nochmals erfasst, Listen verglichen und danach aufgefordert, sich ganz ruhig zu verhalten. Auf dem Parkettfußboden lag Stroh, auf dem die Internierten sitzen oder schlafen konnten. Erst ein-zwei Tage später war es den Angehörigen erlaubt vorbei zu kommen, ja sogar kurz auch am Fenster miteinander zu reden und Essen wie auch bessere Winterkleidung zu übergeben.

Mit unserer Oma kamen wir zwei Buben an einem der ersten Tage auch vorbei, konnten sogar kurz mit unserer Mutter reden, übergaben ihr frisches Essen, dicke Wollsocken, hohe Winterschuhe und ihren Rosenkranz.

Vier Tage später, am 18. Januar, wurden die Internierten, von Soldaten streng bewacht, in gemischten Gruppen zu je 30 bis 32 Personen, zum Bahnhof gebracht und in die schon bereit stehenden Viehwaggons eingewiesen und die Türen von außen fest verriegelt. Mädchen, Frauen und Männer waren ab nun auf kleinstem Raum, d.h. in einem Wagon zusammen gepfercht. In den einzelnen Waggons gab es einheitlich eine Strohunterlage, in der Mitte ein kleiner eiserner Ofen, aber selten Brennmaterial und in einer Ecke im Boden ein rundes Loch, das als Klosett diente. Und die zwei kleinen vergitterte Fenster auf jeder Waggonseite stellten den Kontakt nach draußen her.

In den folgenden Tagen standen von morgens bis abends Angehörige neben den Gleisen, riefen nach ihren Liebsten und versuchten, so gut es eben ging, sich zu verständigen. An einem dieser bitterkalten Januartagen standen auch mein kleinerer Bruder und ich, an der Hand unseres Großvaters an den Gleisen und suchten nach Wagon Nummer 64074. Wir wussten inzwischen, dass darin unsere Mutter und viele unserer Nachbarn sind. Nach mehr maligem lauten Rufen sahen wir auf einmal das Gesicht unserer Mutter hinter dem vergitterten kleinen Waggonfenster. Geredet haben wir nur wenig, dafür aber um so mehr geweint. Es war das letzte Mal, dass wir unsere Mutter sehen konnten. Es war ein Abschied für immer.

Am 22. Januar setzte sich dann der Zug mit den 28, andere Quellen nennen gar 30 Waggons, mit den etwa 900 deportierten Hatzfelder Deutschen, Richtung Russland in Bewegung. Nach fast drei Wochen Fahrt, am 9. Februar, kamen die zur Zwangsarbeit Deportierten endlich am Bestimmungsort an und wurden in die zwei großen Lager - einmal in Dnjepropetrowsk und in Dneprodzerjinsk eingewiesen.

Und zwei Tage später mussten sie alle die Zwangsarbeit aufnehmen.

Eisige Kälte, Hunger und Schwerstarbeit forderten recht bald erste Todesopfer. Nach fast einem Jahr kamen auch erste, ganz einfache, sogenannte Kriegsgefangenen-Postkarten aus der Deportation bei den Angehörigen in Hatzfeld an. Auch wir erhielten in großem Abstand Postkarten von unserer Mutter. Verständlicherweise war die Freude immer riesengroß und es wurde auch immer prompt geantwortet. Doch diese Karten kamen wahrscheinlich nur ganz selten an. So schrieb auch unsere Mutter am 15. Oktober 1946, ganz verzweifelt „..... ich hoffe, dass ich doch auch einmal von euch Antwort bekomme. Ich bin noch gesund was ich auch euch, den Eltern und Geschwistern wünsche“.

In all dieser Zeit hat sich unsere Mutter ganz große Sorgen um uns Kinder gemacht. So berichteten zwei Mithäftlinge, die das Glück hatten, nach Hause zurück zu kehren Folgendes: „..... aus einem Brief, den euer Vater geschrieben hatte, erfuhr sie von der Enteignung und Armut zu Hause. So hat sie um ihre Brotration Baumwolle gekauft und für euch beide Hemden gestrickt. Diese und ihren Ehering hat sie mit den Ersten (entlassenen Kranken) die nach Hause fuhren, euch geschickt. Sie hoffte immer, dass sie nochmals heim kommt. Doch eines Nachts rief sie mich an ihr Bett, sie konnte kaum noch sprechen, und sagte – ich spüre, dass ich sterbe. Gott stehe mir und meinen Kindern bei“. Wie verzweifelt muss eine todkranke Mutter sein, die in Gedanken an ihre zwei Kinder, die folgenden Worte einer weiteren Freundin sagte – „wenn Du nach Hause kommst sage bitte meinem Mann, er solle nicht allein bleiben und den Kindern wieder eine Mutter geben, aber sie sollen nie ihre richtige (leibliche) Mutter vergessen“. Wie viele Sorgen und welche Verzweiflung klingen aus diesen



Julius Stürmer - Zeichnung: Morgenappell

Worten einer Mutter? Wer kann darauf eine Antwort geben?

Wie alle anderen Verstorbene wurde auch unsere Mutter gleich nach ihrem Tod (+ 15.03.1947), in einem Massengrab abgelegt. An eine richtige Beerdigung war nicht zu denken, auch durften keine Mithäftlinge dabei sein. Nur so viel wissen wir, man hat unserer Mutter den Rosenkranz um ihre gefalteten Hände gelegt.

Nachdem wir die Todesnachricht von entlassenen kranken Heimkehrern erfahren haben (offiziell wurden wir nie verständigt!), war die Trauer bei uns allen sehr groß. Wenige Tage später ließ unser Vater in der Kirche eine Totenmesse lesen, an der wir und weitere Verwandte und Freunde teilgenommen haben. Anschließend gingen wir zum Friedhof und legten, mit den Worten „Gott gebe ihr die ewige Ruhe“ an unserer Familiengruft einen Kranz nieder. Später wurde auch ihr Name und der Sterbeort auf dem Marmorgrabstein eingemeißelt. So wie unsere Mutter gelebt und gestorben ist, kann sie nur in den Himmel gekommen sein, davon waren wir zwei Jungs stets überzeugt. Und für uns wird sie auch immer unvergessen bleiben.

Diese Russland- Deportation war in den ersten Jahren danach immer wieder Gesprächsstoff, ganz besonders wenn Briefe, wie es damals hieß, „aus Russland“ kamen, oder wenn von Zeit zu Zeit mal ein Schwerkranker entlassen wurde, und zurück nach Hause durfte. Man traf sich und hoffte stets auch auf Nachrichten von den eigenen Angehörigen. Ruhiger wurde es erst, als auch die letzten Deportierten entlassen wurden und zurück kamen.

Schwerer hatten es selbstverständlich all jene, die Tote zu beklagen hatten. Doch das

Leben musste weiter gehen, ganz gleich ob als Erwachsener oder als Kind. Man stand zusammen und man half sich, soweit es eben möglich war.

Den Hatzfelder Neubürgern jener Jahre, das heißt den rumänischen Kolonisten, die ab 1945 nach Hatzfeld übersiedelten, war diese Russland-Deportation so gut wie unbekannt. Erst mit den ersten Heimkehrern und den Todesnachrichten haben sie davon erfahren und größtenteils auch Mitgefühl gezeigt. Dies tat den Betroffenen gut und erleichterte das zukünftige Zusammenleben.

Josef Koch

Übrigens: Unter dem Link: <https://vimeo.com/387468525> kann der Dokumentarstreifen „Condamnati la deportare“ des TV-Studios Jimbolia der Filmemacher Sergiu Dema, Silviu Stoian und Theophil Soltész über die Verschleppung der Hatzfelder Bewohner 1945 nach Russland im Internet aufgerufen werden.

Die Kinder der Deportierten erheben ihre Stimme

Gedenkfeier der Landsmannschaft im

Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm

Ein einschneidendes Ereignis (auch) für die Banater Schwaben: Vor 75 Jahren wurden praktisch alle arbeitsfähigen Männer und Frauen – etwa 35000 – in die Sowjetunion deportiert, wo sie bis zu fünf Jahre Zwangsarbeit unter unmenschlichen, für uns heute kaum vorstellbaren Bedingungen verrichten sollten. Viele kehrten nicht wieder heim, andere waren für ihr Leben traumatisiert. Das Thema war im kommunistischen Rumänien tabu, darum wurde auch im Familienkreis oft kaum darüber gesprochen. Doch das Erlebte wirkte in die Familien hinein, auch die zurückgelassenen Kinder der Verschleppten, deren Eltern und Angehörige waren von den Ereignissen geprägt. Die Deportation der Eltern beschäftigt bis heute die Generation der Kinder, ganz gleich ob diese vor oder nach der Deportationszeit oder gar in der Deportation geboren wurden. Und sie war auch für die Gemeinschaft der Banater Schwaben ein in vielen Hinsichten einschneidendes und folgenreiches Ereignis

Die Reihen der ehemaligen Russlandverschleppten lichten sich mehr und mehr, und so liegt es jetzt an deren Kindern und Enkeln, aber auch an unserer Gemeinschaft an die Deportation zu erinnern, der Opfer zu gedenken und zu mahnen, damit so etwas nie wieder geschieht. Aus Anlass der 75-jährigen Wiederkehr der Deportation fand am 25. Januar im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm eine Gedenkfeier statt, veranstaltet von der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Dokumentationszentrum der Banater Schwaben in Ulm, dem Donauschwäbischen Zentralmuseum und der Kulturreferentin für den Donauraum. Die gut besuchte Veranstaltung bot – anders als die früheren großen Gedenkveranstaltungen –

erstmalig den Kindern ehemaliger Deportierter ein Podium, um ihre Sicht auf die Deportation und deren Folgen für die Familie, für sie selbst darzulegen.

Mit dem Lied „Auf der Wanderschaft“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy nach Versen von Nikolaus Lenau, vorgetragen von der Sopranistin Iris Marie Kotzian mit Klavierbegleitung durch Rita Marx wurde die Feierstunde eröffnet. Die Begrüßung der Gäste nahmen der Direktor des Donauschwäbischen Zentralmuseums Christian Glass und die Kulturreferentin für den Donauraum Dr. Swantje Volkmann vor. Angesichts des Schwindens der Erlebnisgeneration hob Glass die Notwendigkeit hervor, neue Formen des Erinnerns zu finden, um vor allem auch die nachfolgenden Generationen über das geschehene Unrecht und das unermessliche Leid der Betroffenen aufzuklären. Die Veranstaltung nehme nicht das Deportationsgeschehen selbst in den Fokus, sondern widme sich dessen Auswirkungen auf die Kindergeneration, betonte der Museumsdirektor in seiner kurzen Begrüßungsansprache. Dr. Swantje Volkmann hieß sodann die Ehrengäste willkommen: Gunter Czisch, Oberbürgermeister der Stadt Ulm, der Patenstadt der Banater Schwaben, Dr. Christiane Meis, Leitende Ministerialrätin im Innenministerium des Landes Baden-Württemberg, Hans Supritz, Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Donauschwaben, Joschi Ament, Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn, seitens der Landsmannschaft der Banater Schwaben Bundesvorsitzender Peter-Dietmar Leber, die stellvertretende Bundesvorsitzende Christine Neu, den stellvertretenden Bundes- und bayerischen Landesvorsitzenden Harald Schlapansky, die stellvertretende HOG-Sprecherin Anita Maurer und den Landesvorsitzenden von Baden-Württemberg Richard S. Jäger. Ein besonderer Gruß galt den Teilnehmern der Podiumsdiskussion und der Moderatorin Hiltrud Leber sowie den anwesenden ehemaligen Deportierten: der 95-jährigen Katharina Tillich (Schöndorf/München) und der 94-jährigen Anna Wersching (Schöndorf/Ulm).

In die Gedenkveranstaltung führte Bundesvorsitzender Peter-Dietmar Leber ein. Er schilderte die Situation im Banat in den letzten Kriegsmonaten, als sich ein Teil unserer Landsleute auf der Flucht Richtung Westen befand, viele Männer Kriegsdienst leisteten und auf die in der Heimat Verbliebenen das Los wartete, „als Zwangsarbeiter das aufzubauen, was in deutschem Namen in der Sowjetunion zerstört worden war“. Gefragt habe man weder die einen, die in den Krieg ziehen mussten, noch die anderen, die die Trümmer dieser Politik beseitigen mussten. „Familien wurden auseinandergerissen, Gemeinschaften zerstört, Lager im fernen Osten, von Stacheldraht und Wachposten umgeben, wurden nun auch Stätten der Geschichte der Deutschen im Südosten“, zumal nicht nur die Banater Schwaben von der Deportation betroffen waren, sondern genauso die Banater Berglanddeutschen, die Siebenbürger Sachsen, die Sathmarer Schwaben, die Deutschen aus Ungarn und aus Jugoslawien, ja sogar die kleinen deutschen Gemeinschaften in Bulgarien und der Ostslowakei. Leber weiter: „Leben wurde zum Kampf ums Überleben, aber nicht alle schafften es, ihre Heimat wiederzusehen.“ Für die Heimkehrer sei die Deportation eine traumatische Erfahrung geblieben bis heute, ein tiefer Einschnitt in ihrer Biografie.

In der Öffentlichkeit sei die Deportation jahrzehntelang kein Thema gewesen: „In Rumänien legte sich der staatlich verordnete Mantel des Schweigens über das Unrecht und hier in Deutschland bestimmten andere Themen den politischen und gesellschaftlichen Diskurs.“ Leber wies darauf hin, dass erst 1995, zum 50. Jahrestag der Deportation, eine erste große Gedenkveranstaltung aller südostdeutschen Landsmannschaften in